

ŞEPUKRAL

KULTÜR

SEPULKRKULTUR

Der zugegeben sperrige Begriff Sepulkralkultur umfasst alles, was im weitesten Sinne mit Sterben Tod und Trauer zu tun hat. Er beschreibt die Kultur, mit der wir der Endlichkeit begegnen, und auf welche Weise das Sterben eingerahmt wird – von den Formalien eines Todesfalls über die Kleiderordnung bei der Trauerfeier bis hin zu Urnen, zur Bestattung und zu Grabstein und Grabbepflanzung. Die Sepulkralkultur ist immer auch Ausdruck gesellschaftlicher Entwicklungen und bildet die Art und Weise ab, wie mit dem Tod kollektiv umgegangen wird. Im mitteleuropäischen Kontext ist die Verdrängung das Mittel der Wahl, auf den Fakt der eigenen Sterblichkeit zu reagieren.

Tabu Der Tod ist immer noch ein Tabu und abgesehen von seiner Präsenz in den Medien bleibt für uns mehr oder weniger verborgen – die Sterbenden sind in Krankenhäusern oder Pflegeheimen, Leichenwägen tarnen sich im Straßenverkehr, Trauer findet hinter verschlossenen Türen und im privaten Kontext statt. Sterben ist kaum integriert ins Alltägliche, oder Nahbare. Selten in ein Gespräch, in Diskussionen, in Freundeskreise – damit sind die modernen Bedürfnisse pluraler Gesellschaftsformen in der Kultur um den Tod meist gar nicht abgebildet und vieles wirkt nicht mehr zeitgemäß. Alternative Bestattungsformen, Trauerfeiern jenseits von Religion und Heteronormativität, Mitgestaltung des Abschieds durch Zugehörige, all das sind leider noch Ausnahmen. Die deutsche Sepulkralkultur ist in Deutschland vom größtenteils vom Christentum geprägt und Begräbniszeremonien orientieren sich an diesen kirchlichen Gepflogenheiten. So wird auch der Tod von nicht religiösen oder zumindest nicht christlichen Personen oft in diesen Kontext eingerahmt. Unterschiedliche Lebensentwürfe und -realitäten werden in den Bestattungsritualen oft nicht abgebildet, was dazu führen kann, dass Trauerfeiern oder Bestattungen zuweilen seltsam entfremdet wirken. Die Verdrängung des Todes führt zu Distanz zu Schweigen, zu Einsamkeit und zu Leerstellen.

Das Ergebnis der Verdrängung wird sein, dass uns allen irgendwann auf die Füße fällt, was wir von heute auf später verschoben haben. Dabei geht es nicht nur um die, die den Tod abwehren sondern auch um die, die keine Chance haben, ihn zu verdrängen, weil sie beruflich mit dem Tod befasst sind, weil sie einen nahestehenden Menschen verloren haben oder verabschieden müssen, weil sie den eigenen Tod näher rücken sehen und sich dann alleine gelassen fühlen, mit wenig Anschlussmöglichkeiten und wenig Vokabular. Das Tabu zeigt sich da, wo Gespräche über den Tod unmöglich erscheinen, als würden Sie das Selbstverständnis der anderen ins Wanken bringen. Das Selbstverständnis einer Mehrheit die sich über etwas erhaben fühlt, über das man sich nicht erheben kann. Über dem Tod ist kein Platz.

Kein
Vokabular

Vor weniger als hundert Jahren waren Sterben und Tod noch viel mehr Teil des Alltagslebens als heute. Er war sichtbarer und über ihn wurde gesprochen. Am Esstisch und am Gartenzaun. Der Tod wurde sicher nicht als weniger tragisch oder einschneidend empfunden, aber er war nicht so abstrakt wie heute. Schon allein deswegen, weil mehrere Generationen zusammenlebten und Kinder den Alterungs- und Sterbeprozess ihrer Großeltern hautnah miterlebten. Der Tod manifestierte den Kreislauf der Existenz. Durch die Totenwache zum Beispiel, das Zusammenkommen um ein Sterbebett, war er kollektiv erfahrbar.

Von Vergangenheit
und Gegenwart

Durch den strukturellen Wandel vom Feudalismus zur Industriegesellschaft wurde existentielle Ereignisse wie Geburt und Tod nun aus dem Haus heraus von den Familien weg in Krankenhäuser und Pflegeheime verlagert. Zudem wurde das Gesundheitssystem immer besser. Viele Krankheiten waren durch neue Medikamente oder Impfungen nicht mehr existenziell bedrohlich und so konnten Patient:innen auf Heilung hoffen oder den Tod zumindest hinauszögern. An einer Grippe musste niemand mehr sterben und mit einer Blinddarmentzündung konnte man jetzt ins Krankenhaus gehen und kam meist lebend wieder raus. Auch wenn diese Errungenschaften positiv zu betrachten sind, gilt in Krankenhäusern heute leider auch in Fällen, in denen Patient:innen nicht mehr geheilt werden können, deren Behandlung bis zuletzt kurativ auf Heilung auszurichten, anstatt sie im Sinne der Palliativmedizin auf das Lindern der Schmerzen und Akzeptanz des nahenden Todes umzustellen. Heute wird daher hauptsächlich in Krankenhäusern gestorben. Nur wenige Menschen können oder wollen ihre letzten Tage selbstbestimmt im eigenen Zuhause oder im Hospiz verbringen – zum einen sind Plätze

Verschiebung
des Mittelpunkts

in Hospizen knapp und zum anderen bietet unser aller Alltag kaum noch die Möglichkeit einer angemessenen Begleitung zulässt. Das Sterben wurde insitutionalisiert und das schafft eine persönliche Distanz zu den Menschen, die sterben, und zum Sterben selbst. Die Verlagerung der Sterbenden aus unserem Alltag nimmt nicht nur uns die Berührungspunkte mit dem Tod, sondern nimmt auch den Sterbenden das soziale Umfeld. Den Umgang mit dem Tod haben wir durch unsere modernen Lebensverhältnisse verlernt und genauso die selbstverständlichkeit des bewussten Sterbeprozesses. Diese Lebensverhältnisse die die westliche Welt bietet sorgen zwar für eine insgesamt höhere Lebenserwartung, unter anderem aber auch dafür, dass unsere Lebenswirklichkeit leicht die Illusion glauben machen kann, dass wir alle vom Tod nicht betroffen sind und niemals sein werden.

Trauer hat keine Öffnungszeiten

Ähnlich wie wir Sterbende aus dem sozialen Leben ausgrenzen, in dem wir sie unsichtbar machen, ist auch die Trauer nur etwas für Trauernde, die am besten hinter sich die Türe zu machen. Getrauert wird tendenziell privat und offiziell nur kurz. Ganze zwei Tage Sonderurlaub gibt es für Angestellte nach dem Verlust eines nahen Angehörigen. Danach sollte möglichst wieder alles beim Alten sein. Für viele ist der Umgang mit Trauernden etwas, das sie lieber vermeiden, weil sie nicht wissen, wie sie sich verhalten sollen. Allgemeine Regeln gibt es hier auch nicht. Trauer äußert sich bei jedem und jeder anders, aber trotzdem wäre es hilfreich, wenn es Raum dafür geben würde. Denn wir alle verlieren geliebte Menschen im Laufe unseres Lebens und dieser Verlust verändert uns unwiderruflich. Diese Erfahrung muss in das Leben der Hinterbliebenen integriert werden können. Dafür braucht es im kleinen und im größeren Kontext ein Umfeld, das von Trauernden nicht verunsichert wird, sondern sich zu ihnen hin öffnet. Ein Sozialgefüge, das Hilfestellungen bietet, wie Verlust verarbeitet, wie Schmerz bewältigt und wie eine Erinnerungskultur etabliert werden kann, in der die Möglichkeit da ist, sich immer wieder mitzuteilen.

Dadurch, dass wir in einer weitgehend sekularisierten Gesellschaft leben, in der für viele die Antworten konfessioneller Glaubensgemeinschaften, immer weniger überzeugend sind, wurde in Teilen der westlichen Gesellschaften der Jenseits- durch den Diesseitsglauben ersetzt. Der Mensch ist nicht mehr in ein allgemeingültiges Narrativ eingebettet und muss sein Ende für sich selbst interpretieren. Im Umgang mit der Endlichkeit ergibt sich eine eine Leerstelle.

Die besagte Leerstelle ist ein Bezug auf den Tod und die Bestattungskultur meist mit einer Orientierungslosigkeit verbunden. Denn es fehlt an Alternativen zu althergebrachten religiösen Symboliken und Ritualen. Wie verabschieden wir uns? Warum beziehen wir uns auf christliche Rituale, wenn wir gar nicht gläubig sind? Vermutlich weil es am einfachsten ist, gängiges zu übernehmen. // Das ist auch das Konzept vieler Bestattungsunternehmen, die sich im letzten Jahrhundert immer mehr zu Begräbnismaschinerien entwickelt haben. Sie übernehmen nach ärztlicher Feststellung des Todes und verabschieden sich erst, wenn der Grabstein auf dem Friedhof installiert ist. Diese Bestattungen können so pauschal durchorganisiert sein, dass die Abläufe, Regeln und Rhythmen den Eindruck vermitteln, eine Einflussnahme durch die Zugehörigen sei gar nicht möglich. Was dadurch leider oft verloren geht, ist die Chance Abschiede angemessen und individuell zu gestalten. Ein bewusstes, selbst gestaltetes Abschiednehmen kann aber ein wichtiger Einstieg in den Abschieds- und Trauerprozess sein. Eine Bestattung ist im besten Fall etwas, an dem Trauernde teilhaben können. praktisch, nicht nur als Zuschauer:innen, sondern (wenn sie möchten) auch als Helfer:innen oder Gestalter:innen.

Monotonie



»Als der Plastik-Sarg aus unserer Haustür getragen wurde standen meine Mutter und meine Schwester im Türrahmen und umarmten sich. Mein Opa stand oben an der Treppe und beobachtete alles schweigend. Meine Oma saß weinend auf den Treppenstufen und sagte immer wieder leise „Mein Peterle, mein Peterle...“ (mein Vater hieß Peter). Ich stand irgendwie alleine irgendwo dazwischen. Und als ich da alle so in ihrer Trauer sah, dachte ich OK irgendeiner muss jetzt hier die Dinge in die Hand nehmen und das bin ja dann wohl ich. Ich glaube, in dem Moment bin ich erwachsen geworden. Die folgenden Tage hab ich in der Regel in einer schwarzen Hose und einem weißen Feinripp-Unterhemd in der Küche gestanden und für alle gekocht. Es war Ablenkung und ich dachte, wir müssen ja was essen.«



**Death-
Positivity-
Bewegung**

Auch wenn die althergebrachten Rituale und gewohnten Institutionen auf den ersten Blick unveränderbar erscheinen, Hoffnung auf einen Wandel gibt es trotzdem. Es gibt immer mehr alternative Ansätze rund um die Themen Bestattung, Tod und Trauer – eine kulturelle Gegenoffensive entsteht: Das Kollektiv „The Order of the Good Death“ zum Beispiel ist ein Zusammenschluss aus Fachpersonal, Akademiker:innen und Künstler:innen die nach neuen Wegen suchen. Seit ein paar Jahren wächst die Death-Positivity-Bewegung, die den Tod enttabuisieren möchte. Die Bewegung funktioniert wie eine Art Fanbase um verschiedene Akteur:innen in dem Bereich der Bestattungsbranche. Caitlin Daughy ist die Gründerin, sie ist Bestatterin, Aktivistin und Autorin. Die Bewegung begann im Internet mit einem Tweet: „Warum gibt es unzählige Webseiten zum Thema Sex Positivity? Aber keine einzige über ein positives Verhältnis zum Tod?“ Ähnlich wie die Sex-Positivity und die Body-Positivity-Bewegung gängige Bilder und Verhaltensweisen hinterfragt und sie aufbrechen will, setzen sich die Anhänger:innen der Death-Positivity-Bewegung für die Enttabuisierung des Todes ein. Um das zu tun, geht es um eine Hinwendung zum Tod und um Grundsätze, die in der Bewegung in einem Manifest verschriftlicht wurden. Der erste Grundsatz lautet: Ich glaube, dass es der Gesellschaft mehr schadet als nützt, wenn Tod und Sterben hinter geschlossenen Türen versteckt wird.

Halblegal

Es gibt auch immer mehr kleine, alternative Bestattungsunternehmen, mit der Vision, das Image der Branche zu verändern. Sie setzen sich dafür ein, den Tod nicht ausschließlich in professionelle Hände outzusourcen, sondern ihn als Teil des Lebens wahrzunehmen. Sie plädieren für eine Reintegration des Todes in den Lebenszyklus und versuchen dies durch Betreuung und Einbeziehen der Angehörigen möglich zu machen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Offenheit für neue Entwicklungen, ein Bewusstsein für umweltschonende Materialien, für verschiedene Lebensentwürfe der Verstorbenen und Hinterbliebenen, sowie der Mut, bestehende Gesetze zu hinterfragen oder Wege zu finden, diese zu umgehen.

Das Grundprinzip gesellschaftlicher Wandlungsprozesse besteht darin, bewusst Aufwand zu betreiben um alte, scheinbar unwidersprochene Gesetze des Zusammenlebens, die nicht mehr zeitgemäß sind, in Zweifel zu ziehen um sie schließlich zu verändern.



1. I BELIEVE THAT BY HIDING DEATH AND DYING BEHIND CLOSED DOORS WE DO MORE HARM THAN GOOD TO OUR SOCIETY.

2. I BELIEVE THAT THE CULTURE OF SILENCE AROUND DEATH SHOULD BE BROKEN THROUGH DISCUSSION, GATHERINGS, ART, INNOVATION AND SCHOLARSHIP.

3. I BELIEVE THAT TALKING ABOUT AND ENGAGING WITH MY INEVITABLE DEATH IS NOT MORBID, BUT DISPLAYS A NATURAL CURIOSITY ABOUT THE HUMAN CONDITION.

4. I BELIEVE THAT THE DEAD BODY IS NOT DANGEROUS AND THAT EVERYONE SHOULD BE EMPOWERED (SHOULD THEY WISH TO BE) TO BE INVOLVED IN CARE FOR THEIR OWN DEAD.

5. I BELIEVE THAT THE LAWS THAT GOVERN DEATH, DYING AND END-OF-LIFE CARE SHOULD ENSURE THAT A PERSON'S WISHES ARE HONORED, REGARDLESS OF SEXUAL, GENDER, RACIAL OR RELIGIOUS IDENTITY.

6. I BELIEVE THAT MY DEATH SHOULD BE HANDLED IN A WAY THAT DOES NOT DO GREAT HARM TO THE ENVIRONMENT.

7. I BELIEVE THAT MY FAMILY AND FRIENDS SHOULD KNOW MY END-OF-LIFE WISHES, AND THAT I SHOULD HAVE THE NECESSARY PAPERWORK TO BACK-UP THOSE WISHES.

8. I BELIEVE THAT MY OPEN, HONEST ADVOCACY AROUND DEATH CAN MAKE A DIFFERENCE AND CAN CHANGE CULTURE.



Der Umgang mit der Sterblichkeit ist sozialisiert und somit auch kulturell weitergegeben. Mit Kindern in Schulen oder zu Hause offen über den Tod zu sprechen, wäre eine Möglichkeit schon früh einen Dialog zu etablieren und einer Unsicherheit vorzugreifen, die sonst viel Distanz zur Folge hat.

Jeder kann sich natürlich nur in eigenem Tempo, nach eigenen Möglichkeiten mit unterschiedlichen Resultaten mit dem Thema auseinandersetzen. Egal wie, Hauptsache es passiert. Denn wenn für Schwäche und Schmerz keine Räume geschaffen werden, dann entsteht möglicherweise kein Zutrauen, dass da Menschen sind, die einen halten. Betroffene fühlen sich in sehr verletzlichen Momenten allein gelassen, fremd in ihrem eigenen sozialen Umfeld und im Doppelten Sinne mit Verlust konfrontiert. Die Beschäftigung mit der Endlichkeit ist also nichts, was eine Person nur für sich selbst tut, es betrifft und beeinflusst immer auch eine ganze Gruppe von Personen, die mit ihr in Verbindung steht. Genauso betrifft auch das Sich-Nicht-Auseinandersetzen niemals nur die eine Person. Niemand ist eine Insel.





»Als meine Oma starb, war ich zehn oder elf Jahre alt. Ich müsste auf den Grabstein schauen, dann könnte ich das genaue Alter angeben. Das war wirklich ein trauriger Tag, mein Vater hat sehr darunter gelitten und auch für mich war es furchtbar. Unsere Oma war das Zentrum. Wir Kinder haben sogar einige Jahre bei ihr geschlafen. Damals gab es noch keine Leichenhalle, so dass die Toten zu Hause aufgebahrt wurden. Es kam eine Leichen-Frau, die die Oma dafür hergerichtet hat. Bis zur Beerdigung kamen ständig Leute aus dem Dorf, um Abschied zu nehmen. Sie lag da, in ihrem schönsten Kleid, das Gesicht wächsern und ganz verändert, mit gefalteten Händen, darin ein Rosenkranz. Im Zimmer roch es ganz komisch und ich fürchtete mich. Am Tag der Beerdigung wurde der Sarg geschlossen. Es setzte sich ein Leichenzug in Bewegung mit allen Verwandten und Leuten aus dem Dorf, die ihr das letzte Geleit geben wollten. Ich dachte, in unserer Familie ist etwas furchtbares passiert, und alle Leute schauen mitleidig auf uns.

Mittlerweile habe ich auch den Tod meines Vaters erlebt. Er wurde 85 Jahre alt. Er starb innerhalb von drei Wochen. Diese Zeit habe ich zusammen mit meiner Mutter und meinen Schwestern an seinem Krankenbett verbracht. Wir waren sehr traurig, konnten uns aber auf das Ende vorbereiten. Als es dann soweit war, war es nicht mehr schwer, loszulassen.«

